

Nr. 251 Bromberg, den 1. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(2. Fortsetzung.)

Der Hunger trieb ihn endlich hinunter. Die Mutter empfing ihn mit Scheltworten, der Vater mit einem ziemlich sonderbaren, steifen Kopfnicken. Von Schifferei war nicht einmal andeutungsweise die Rede, worüber Mandus ein tiefer Groll im Herzen fraß. In diesem höchst bedenklichen Zustand tat er den mannhaften Schwur, auch ein Fünfziger-Kistchen von den hellen Sumatra-Zigarren mitgehen zu heißen. Als sich vorn die ersten Abendgäste bemerklich machten, reichte ihm die Mutter wortlos, aber erbittert die Kellnerserviette.

Allein der Vater winkte ab und sprach: „Nein, Guste, der Junge muß erst noch einen Weg für mich machen."

Da zog Frau Frixen einen ganz bedeutenden Flunsch und begab sich nach vorn, um selbst ihre Gäste zu bedienen.

Nun holte der Vater aus der Westentasche 2 Zehnmarkscheine, legte sie auf den Tisch und sagte, während er aufstand: „Die zwanzig Mark bringst du zu Kaspar Maasböl auf dem Eichholz. Gib sie ihm aber erst, wenn du angemustert bist."

Damit ging er rasch hinaus und ließ den bis ins Knochenmark verdutzten Mandus allein. Wie geistesabwesend starrte er auf das Geld, steckte es langsam, fast mit Widerstreben ein, stülpte sich zögernd die Mütze auf und machte sich kopfschüttelnd auf den Weg.

Schleppend, wie im Traum, setzte er einen Fuß immer vor den andern. Je weiter er aber die blaue, runde Laterne, die über der väterlichen Kellertreppe hing, hinter sich ließ, um so munterer wurde er. Auf dem Jungfernstieg setzte er sich sogar in Trab. An jeder Straßenecke erhöhte er seine Geschwindigkeit. Mit einem Sprunge und halb von Atem erstürmte er Kaspar Maasböls Tür.

Das gab einen ordentlichen Aufstand unter den zahlreichen Gästen, die so ganz anders aussahen als die daheim.

„Jung, bist närrisch?" rief ein alter, graubärtiger Ewerführer, der gleich neben der Tür saß, und packte Mandus beim Jackenzipfel.

„Ich soll hier angeheuert werden!" platzte er heraus.

„Du Küken?" lachte der nächste. „Bleib du man lieber an Land!"

„Her mit dem Grog!" brüllte plötzlich einer aus dem dunkelsten Winkel, und ein ohrenbetäubendes Pfeifen, Trommeln und Johlen war die Folge davon.

Kaspar Maasböl, der hinter der Theke gerade Rum abfüllte, setzte ein meterlanges, ausgedientes Megaphon an die beschnauzbarteten Lippen und tobte: „Wer Krach macht, fliegt raus!"

Auf diese Ermunterung hin schnellte der Lärm zu höllischen Höhepunkten empor.

Es wurde erst still, als die Gläser goldgelb auf den Tischen dampften.

„Ich heiße Frixen," stellte sich Mandus vor.

„Sieh so!" grinste der Seemannswirt und lotste ihn hinter die Tonbank. „Gib mal die zwanzig Mark her!"

„Erst anmustern!" begehrte Mandus auf.

„Kiek an!" schmunzelte Kaspar Maasböl und tätschelte ihm onkelhaft die linke Wange. „Du läßt dir die Butter nicht vom Brot nehmen. Das ist gescheit!"

Damit schob er ihn durch eine Tür in den Nebenraum, der so klein und niedlich war wie eine Schiffskajüte. Hier stand ein elliptischer, schiefer Mahagonitisch und darauf eine zugekorkte Geneverflasche mit einem leeren Gläschen. Hinter dem Tisch aber saß auf einem kurzen Plüschsofa die Verkörperung der hanseatischen Seegewalt.

Mandus erkannte in dem Halbdunkel, das die Kajüte erfüllte, zunächst eine struppige, schwarze Bartfreese, die an einem sehr langen Mann angewachsen war. Er hockte in der Sofaecke, mit dem Kinn auf der Brust, und schien zu schlafen. Dick war er nicht. Auf seinem Schädel stand ihm eine schwarze, drohende Wurzelbürste, und seine Beine hatte er so weit von sich gestreckt, daß die Siebenmeilenstiefel, die er an den Füßen trug, weit unter dem Tisch hervor bis in die Mitte des Zimmerchens reichten. Ebenso unheimlich lang waren seine Arme. Daran saßen Hände von einem tückisch großen Format. In keiner Hosentasche der Welt hätten diese Vorderflossen ohne weiteres Platz finden können.

Er sieht just so aus wie Klaus Störtebecker! dachte Mandus, der diesen Helden kürzlich in einem Film bewundert hatte und wie jeder richtige Hamburger Junge für diesen ebenso sagenhaften wie unheimlich tüchtigen Antihanseaten schwärmte.

Mandus starrte ihn regungslos an und erwartete zunächst nichts anderes, als das dieser fabelhafte Seebär plötzlich aufstehen und mit seiner dunklen Borstenbürste die Decke einstoßen würde.

Doch solches geschah nicht.

Vielmehr schrie draußen jemand: „Schmeißt ihn raus!"

Davon erwachte der Mann auf dem Sofa, zwinkerte ein wenig mit den Lidern und warf den Kopf schlaftrunken zurück. Dabei ballte sich die rechte Hand zur Riesenfaust zusammen, sie hob sich dräuend empor, und über den schwarzen Bart kollerten die sieben Silben: „Verdammte Schwefelbande!"

Mandus duckte sich unwillkürlich, verlor aber den Mut noch nicht ganz. Denn er hatte ja die Tür im Rücken.

Dazu gehören zwei.

Dröhnend sauste die Störtebeckerfaust mitten auf den Tisch, daß der schiefe Fuß knackste

Mandus fiel zunächst das Herz etwas in die Hosen, dann aber holte er es wieder herauf und machte einen Schritt vorwärts. Nun stand er ganz dicht vor den beiden Stiefelsohlen des so heiß verehrten Seehelden. Sie hatten ungefähr die Größe und die Form von länglichen, einseitig ausgewachsenen Pfannkuchen. Mandus zuckte zusammen. Das linke dieser beiden Fortbewegungswerkzeuge hatte plötzlich sein Schienbein getroffen.

Ich pedde wieder! schoß es ihm sogleich durch den Kopf, und schon gab er den Tritt zurück und traf nicht daneben.

Im nächsten Augenblick bemerkte er dicht über dem Pfropfen der Geneverflasche zwei harte, stahlblaue Augen, die ihn durchbohrend musterten.

„Bist du —?" grollte es nun aus den Tiefen der Seegewalt hervor wie ein fürchterliches, aber noch ziemlich entferntes Gewitter.

„Ich soll hier anmustern!" fiel ihm Mandus mitten in die Frage hinein.

Da zog im Nu das Gewitter herauf, und donnernd prallte die Stimme des Fragers gegen die Wände des engen Gemachs.

„Halt's Maul, du verdammigter Jung!" schnaubte er. „Oder ich geb' dir eins in die Klüsen, daß du die Bramstenge für einen Spillhaken hältst!"

Und wie ein allseitig verderblicher Flächenwitz erhob sich die Störtebeckerhand, fuhr schneidig durch die Luft und schlug am Halse der Geneverflasche ein.

Indessen angelte Mandus hinter seinem Rücken nach dem Türdrücker.

„Mein Vater schickt mich her," bemerkte er etwas vorsichtiger.

„Dein Vater?" fauchte der Kapitän. „Was versteht dein Vater von der christlichen Seefahrt? Der kennt bloß das Wasser, das er in den Genever gießt!"

Diese Verdächtigung griff so erheblich an die Familienehre sämtlicher Frixen, daß Mandus erbost knirschte: „So was tun wir nicht! Das ist eine Gemeinheit!"

„Gemeinheit?" schnaubte der Geneverliebhaber und legte die Pranken wie Warpanker an die Tischkante, um sich aus der Sofaecke zu lotsen.

„Gemeinheiten lass' ich mir nicht gefallen!" schrie Mandus und ballte die Fäuste. „Von keinem Menschen!"

So etwas Ähnliches hatte er kürzlich in einem Zeitungsroman gelesen.

„Da schlag doch einer lang hin!" knurrte der Kapitän und ließ sich wieder zurückfallen. „Du Krabb! Ich, Jonni Kaphengst von der Hamburger Dreimastbark Fortuna, und Gemeinheit? So was ist mir doch in meinen ganzen vierzig Jahren noch nicht vorgekommen. Du bist ja ein ganz vermaledeiter Jung! Na, teuf, komm du mir erst an Bord!"

„Das möcht' ich schon!" schnappte Mandus sofort ein.

„Dir will ich alle Striche der Windrose auf den Buckel malen!"

„Dazu gehören zwei!" bäumte sich Mandus auf.

Auf den Kapitän wirkte diese Frechheit merkwürdigerweise beruhigend, denn er zog seine fünfzinkigen Warpanker wieder an sich und hängte sie mit den Daumen in die Armklüsen seiner Manchesterweste.

„Sieh mal an! Sieh mal an!" brummte er vor sich hin. „So ein Satanszeug! So ein Düwelsjung!"

Na! dachte Mandus, das Schlimmste ist überstanden!

„Name?" fragte Jonni Kaphengst knurrend.

„Mandus Frixen!"

„Wie alt?"

„Vierzehn Jahre, fünf Monate, drei Wochen, zwei Tage".

Wieder traf ihn ein scharfer Blitz aus den hellblauen, blanken Störtebeckeraugen. Aber Mandus hielt stand, er nahm die ganze Sache fürchterlich ernst.

„Seemann willst du werden?"

„Rudern und segeln kann ich schon."

„Wird weit her sein!" höhnte Jonni Kaphengst. „Auf der Bille."

„Auch auf der Alster und der Elbe! Und schwimmen kann ich auch!" rief Mandus freudig, denn er hoffte sich damit endlich eine fachmännische Anerkennung zu erringen. „Und tauchen auch!"

„Schwimmen und tauchen?" schnaubte Jonni Kaphengst und trampelte donnernd. „Natürlich, immer wieder der alte Unsinn! Ein Seemann und schwimmen, das ist gerade so, wie ein Butt und Schlittschuh laufen!"

„Das kann ich nicht verstehen!" sagte Mandus ehrlich und schüttelte den Kopf.

„Weil du ein Idiot bist!"

„Nein, deswegen nicht!"

„Verdoria!" hauchte Jonni ihn an, und der Flächenblitz zuckte wieder in die Höhe. „Du bist so dumm als wie ein Flaggenstock! Was ein richtiger Seemann ist, der gehört an Bord und nicht ins Wasser."

„Wenn er aber über Bord fällt?"

„Ein richtiger Schiffer fällt nicht über Bord!"

„Und wenn das Schiff untergeht?"

„Dann trägt er die Schuld, dann mag er versaufen!"

„Und die Leute, die mit an Bord sind?"

„Für die ist es nur eine unnötige Quälerei. Retten können sie sich nicht, und der Hai kriegt sie doch. Das Schiff soll schwimmen, nicht der Seemann! Schwimmenkönnen macht unsicher. Ich hab's auch einmal gelernt, aber ich hab's wieder vergessen. Und dir will ich's auch austreiben, komm du nur erst an Bord!"

Mandus hörte nur die letzten Worte und fragte eifrigst: „Wann soll ich kommen?"

Jonni Kaphengst rechnete nach, wobei er die braune Steinflasche so stark über das Gläschen neigte, daß sie gluckste und einen Teil ihres Inhalts von sich sprudelte.

„Eins, zwei, drei, vier! Sonntag. Also Montag morgen. Da hat deine Mutter fünf Tage Zeit zum Heulen, und dein Vater kann unterdessen drei Dutzend Genever einpacken. Aber von der ungetauften Sorte."

Mandus nickte wortlos und schluckte zum erstenmal eine seiner naseweisen Bemerkungen herunter.

Jonni Kaphengst aber ließ das edle Naß langsam durch die rauhe Kehle rieseln, hieb das dicke Gläschen auf den Tisch, daß er in allen ausgeleimten Fugen knirschte und wiederholte: „Also Montag morgen, Punkt neun Uhr, Dreimastbark Fortuna, Kapitän Jonni Kaphengst. Liegt im Indiahafen, vorn an den ersten beiden Dallen. Und drei Dutzend Genever könnt ihr gleich mitbringen. Verstanden!"

„Jawohl, Herr Kapitän!" nickte Mandus aufatmend.

„Abtreten!" befahl Jonni Kaphengst, und Mandus machte rechtsum kehrt, wie er es in der Turnstunde gelernt hatte, und schoß hinaus.

„Alles in Ordnung!" sprach er zum Wirt und drückte ihm die zwanzig Mark in die Hand.

„Danke bestens!" schmunzelte Kaspar Maasböl, steckte das Geld ein und schüttelte ihm die Hand. „Gute Reise und auf gesundes Wiedersehen!"

Dann stürmte Mandus Frixen hinaus. Jetzt begann das Leben seiner Sehnsucht. Im Fluge durcheilte er die Straßen. Er hatte wieder einmal seinen Willen durchgesetzt. Ein richtiger Seemann durfte er werden. Ein Held, der sein Ruder nach allen fremden Küsten und Häfen richtete! Das weite, unermeßliche Meer, das er noch nie gesehen hatte, das ihn aber mit unwiderstehlichem Zauber lockte, sollte er als kühner und stolzer Hanseat befahren lernen. Auf dieser unendlichen, wunderbaren Fläche sollte er jetzt ein Bürger werden! Die Wogen der jugendlichen Begeisterung erfüllten ihn plötzlich so stark, daß es ihm in den Ohren brauste. So fiel er mit der Tür in den väterlichen Schankkeller.

Ich bin angemustert worden! blieb ihm im Halse stecken, denn der Vater, der hinter den Bierhähnen stand, gebot ihm durch einen heftigen Wink, das Geheimnis zu wahren.

„Schlafen gehst du, und Mutter sagst du nichts!" flüsterte er ihm zu und schob ihn hinten zum Alkoholtempel hinaus.

Am nächsten Morgen hatte Frau Frixen ihren Zustand in den allerhöchsten Graden. Sie lag mit verbundenem Kopf im Bett und stöhnte, daß es einen Pflasterstein erbarmen konnte. Hin und wieder erschien Herr Frixen an ihrem Schmerzenslager, brachte heiße Milch mit Kognak und spendete einige halblaute Trostworte. Doch sie ließ sich durch nichts besänftigen, wehklagte in allen Wimmertonarten weiter über die Schändlichkeit des Jungen, der seine leibhaftige Mutter verlassen wollte, um im Meere zu ertrinken, über den unverständigen und schlaffen Mann und Vater, der sich mit dem gottverlassenen Jungen heimlich gegen die arme, todkranke Gattin zusammengetan hatte, und über die neumodische Welt, in der solche ungemein schrecklichen Dinge überhaupt geschehen durften.

(Fortsetzung folgt.)

Menschen im Leuchtturm.

Skizze von G. W. Deininger.

Sie war dort draußen auf dem Felsriff geboren, und der Leuchtturm bildete ihre ganze Welt. Man sah von ihm aus im Osten die niedere Küste wie einen Dunstreif liegen, und sonst war nur Meer.

So kannte Meta Tollens nichts anderes als den Leuchtturm und ihre Mutter. Sie erinnerte sich wohl undeutlich daran, daß einst längere Zeit ein Mann hier draußen gelebt hatte. Sie fragte einmal ihre Mutter, und diese sagte: „Das war dein Vater. Dem mag es hier draußen zu einsam gewesen sein. Nun ja, da verschwand er eben eines Tages und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Die Leute drüben an Land hatten viel Mitleid mit dir und mir, weil ich nicht fort wollte und weil wir sonst nichts zu leben hatten, und so ließen sie uns eben hier."

Die Geschichte war dem Kind damals im Kopf herum gegangen. So fragte Meta Tollens: „Mutter, was ist das: Einsam?" Die Mutter fand nicht gleich die richtigen Worte: „Einsam, ja weißt du, das ist, wenn nicht genug Leute da sind, mit denen man sich etwas erzählen kann. Wenn man vielleicht einmal ein anderes Gesicht sehen möchte als immer das von seiner Frau. Einsam, ja einsam ist eben, wenn man niemand hat, mit dem man seinen Grog trinken kann. Wenigstens verstand dein Vater so etwas unter Einsamsein."

Meta Tollens begriff das nicht. Wenn das die Einsamkeit war, die ihrem Vater unerträglich geschienen hatte! Sie kannte das nicht anders. Sie wollte es auch gar nicht anders haben, und wenn die beiden Männer, die alle vier Wochen mit dem Motorboot Proviant zum Leuchtturm brachten, wieder abfuhren, war sie immer froh darum.

Von Langeweile hatte die Mutter einmal gesprochen. Auch die sollte den Vater vertrieben haben. Aber wie konnte man sich nur hier langweilen? Da gab es doch soviel zu tun: Die Lampen putzen und die Spiegelscheiben, den Turm in Ordnung zu halten und aus den Büchern zu lernen, die ihr die Mutter mit dem Motorboot kommen ließ. Und im Frühjahr und Herbst wußte man vor Arbeit weder aus noch ein, wenn die Zugvögel ins Licht flogen, und zu Hunderten sich die Köpfe einrannten. Langeweile? Nein. Es mußte schon etwas anderes gewesen sein, das den Vater fortgetrieben hatte. —

So war Meta Tollens dort draußen auf ihrem Leuchtturm fünfundzwanzig Jahre alt geworden, die Mutter an die sechzig, und keine dachte, daß es einmal anders werden sollte auf ihrem Riff. Nur die Alte machte sich wohl dann und wann Gedanken, was sein würde, wenn sie starb und Meta allein blieb. Aber gleich hatte sie Angst vor den Folgerungen, die sie aus solchem Nachdenken hätte ziehen müssen: Die Meta braucht einen Mann. Sie fürchtete sich davor, daß der Frieden ihrer Einsamkeit hier draußen einmal gestört werden könnte durch einen Dritten, und so wollte sie nicht an die Zukunft denken.

Dann kam aber die Nacht, die alles änderte. Es stürmte draußen, und der Leuchtturm zitterte. Da war es den Frauen, als hörten sie das Krachen splitternden Holzes, und dann klang ein Ruf hinüber, den der Sturm fast erstickte. Da öffneten sie mühsam die schwere Tür, die ihnen von den anreitenden Brechern fast ins Gesicht geschlagen wurde, und ein paar Schritte vor ihnen hielt sich ein Mann mühsam an den glatten Felsen fest.

Sie halfen ihm in den Turm hinein, die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer und legten ihn in den abgenutzten Lehnstuhl, in dem sie nachts abwechselnd Wache hielten. Der Mann war erschöpft und durchnäßt, und während sie sich um ihn bemühten, ihm die blutende Kopfwunde verbanden, erzählte er: Von weither käme er, und weil er keine Arbeit gehabt hätte, so sei er eben auf den Einfall gekommen, in einem kleinen Segelboot um die Welt zu fahren und sich sein Brot zu verdienen. Nun hatte ihm der Sturm, der ihn gegen den Felsen warf, das Letzte genommen.

Meta Tollens hörte ihm zu. Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Fäuste gestützt, und stierte ihn an wie ein seltenes Tier. Wie war er doch anders als die Männer vom Motorboot mit ihren großen Bärten und ihrem plumpen Körper! Und warum fuhr es ihr nur so durch den Leib, als er jetzt den Blick hob und sie ein wenig dankbar anlächelte? Warum sah ihn die Mutter so ernst, ja fast böse an?

Drei Wochen später gab sich Meta Tollens selbst unwillkürlich die Antwort auf ihre Fragen. Die Mutter sprach davon, daß morgen das Motorboot kommen würde, und dann müßte der Fremde, Gerd Holger, fort. Da sagte das Mädchen: „Warum nur? Mutter, ich hab' mich ja so an ihn gewöhnt, und jetzt mein' ich, er könnte hier bleiben für immer. Was soll er denn sonst tun?"

Ein hartes Wort lag der Alten auf der Zunge. Doch dann sagte sie ruhig: „Kind, wir waren doch zufrieden zu zweit. Was brauchen wir noch einen Dritten? Laß ihn morgen fortgehen, und du hast ihn bald vergessen." Der Mann kam dazwischen, und sie sprachen nicht mehr davon.

In der Nacht aber hörte die Alte die Tür gehen. Sie hatte die Wache, und die Tochter sollte schlafen. Die Mutter stand auf und sah in das Treppenhaus hinunter. Da war die Meta, und die aufgelösten Haare hingen ihr auf die Brust, die sich rasch hob und senkte. In den Mund der Alten gruben sich tiefe, harte Winkel, als sie fragte: „Woher kommst du?" Sie wußte die Antwort der Tochter im voraus.

Beide sagten nichts mehr. Die Mutter schloß die Tür. Sie spürte, daß es nun zu spät war, um die Einsamkeit zu retten. Und dann schalt sie sich eine schlechte Mutter, weil sie sich dagegen hatte wehren wollen, daß die Meta Gesellschaft hatte, wenn der Tod zum Leuchtturm herüber kam.

So blieb Gerd Holger.

Nun waren sie zu dritt im Turm, und sie wußten, daß bald ein vierter kommen würde. Sie wollten sich und ihr Leben darauf einrichten, und doch gelang es ihnen nicht. Denn der Mann stand zwischen den Frauen. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte die Meta der Mutter gehört, nur der Mutter allein. Und nun forderte der Mann sie als Eigentum. In fünfundzwanzig Jahren waren die beiden Frauen zu einem Wesen geworden mit den gleichen Gedanken, den gleichen Regungen. Nun brachte der Mann neue Anregungen in dieses Leben hinein, zerriß das Alte. Aber er wußte den primitiven Naturen nichts Gleichwertiges zu geben für das, was er zerstörte. Denn er sah die Kluft, die ihn, den Mann aus der Großstadt, von den Frauen trennte, jetzt erst mit offenen Augen, weil ihn zuerst der Reiz des Ungewöhnlichen geblendet hatte.

So kam die Zeit, da sie einander nichts mehr zu sagen wußten. Er fühlte, wie er selbst als trennende Schranke zwischen den Frauen stand. Er fühlte, daß sie nicht mehr miteinander sprachen, weil sie sich in seiner Gegenwart scheuten, Gedanken zu tauschen, die ihm vielleicht dumm und plump erscheinen mochten. Er suchte Arbeit im Turm und merkte dann, daß er dadurch nur den seit Jahrzehnten uhrenmäßig ablaufenden Tag der beiden Frauen störte.

Er faßte all diese Erkenntnisse in wenige Worte zusammen. Die Mutter fand den Zettel eines Morgens an die Tür geheftet: „Lebt wohl! Ich gehe, weil ich überflüssig geworden bin." Das leichte Boot, das sonst im Turm unter der Treppe gelegen hatte, war fort.

Die Frauen sagten nicht viel dazu. Die Meta weinte: „Er war doch ein guter Kerl." Die Alte streifte die etwas schwerfällig gewordene Gestalt der Tochter mit einem Blick: „Ja, es ist doch gut, daß du später einmal nicht allein sein wirst."

Sie wußte, das Kind würde anders sein als dieser Fremde.

Der Sternenhimmel im November.

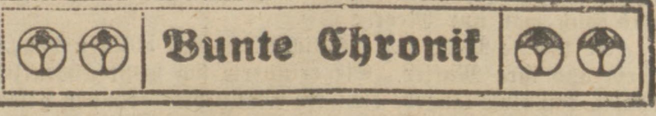
Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Um den Scheitelpunkt des Himmels gruppieren sich um 22 Uhr (Anfang des Monats um 23, Ende bereits um 21 Uhr) nördlich die durch ihre W-Form auffallende Kassiopeia, südlich die Sternenreihe der Andromeda und östlich die Perlenschnur von Lichtpunkten, die dem Perseus zugehören. In dem sich darunter ausbreitenden Südostquadranten sind die markantesten Bilder des Novemberhimmels zu finden. In der Meridianlinie schließen sich an Andromeda das schöne kleine Dreieck und die Widdersterne

an, weiter unterhalb folgen Fische und Walfisch, nach Osten horizontnah das ausgedehnte Bild des Eridanus und der glänzende Orion. Der weiße Stern im letzten Bilde rechts unten, Rigel, ist erster Größe, der rötliche links oben, Beteigeuze, ebenfalls. Die drei dazwischen in gleichen Abständen dicht beieinander stehenden Sterne des Jakobsstabes kennzeichnen die Lage des Himmelsäquators, der mitten durch sie hindurchgeht. Zwischen Orion und Perseus finden wir die große Konstellation des Stiers, die durch ihren rötlich funkelnden Hauptstern Aldebaran und die beiden Sternhaufen der Hyaden und Plejaden auffällt. Die Hyaden schließen sich in Form eines liegenden V an Aldebaran so an, daß dieser dem ersten Punkt des Linienzuges entspricht. Die Plejaden oder das Siebengestirn, die sich um ihren Mittelpunkt, den Stern Alkyone, scharen wie die Küken um die Henne, sind unweit oberhalb davon zu erblicken. An ihnen kann man die verminderte Durchschnittssehschärfe unserer Augen gegenüber denen der Alten feststellen, wobei freilich auch die der Beobachtung günstigeren Luftverhältnisse im Morgenlande in Betracht zu ziehen sind: „Kein Tausendstel mehr hat die Augengnade, noch scharf zu seh'n die siebente Plejade", ruft ein Dichter, und wirklich lassen sich für die Mehrzahl der Menschen nur sechs Lichtpunkte des tatsächlich aus ungefähr 15 Sternen bestehenden Siebengestirns erkennen. Ein ähnlicher Augenprüfer befindet sich auf dem entgegengesetzten Himmelsteil, im Norden, wo zur angegebenen Stunde ziemlich tief am Gesichtskreis das bekannte Sternbild des Großen Bären oder Großen Wagens steht. Sein mittlerer Deichselstern, Mizar, zeigt guten Augen oberhalb einen kleinen Begleiter, der mit der Helligkeitsklasse 6 gerade an der Grenze des menschlichen Sehvermögens steht. Alkor, das Reiterlein, nannten ihn die Araber, weil er auf dem Hauptstern, zu dessen System er auch in Wirklichkeit gehört, wie auf einem Roß das Firmament zu umkreisen scheint. Sonst sind im Nordosten an auffallenden Lichtpunkten die gelbe Capella im Fuhrmann und Kastor und Pollux in den Zwillingen zu vermerken. Gegen Mitternacht kommt in dieser Himmelsgegend der Löwe herauf, aus dessen Mitte der Sternschnuppenschwarm der Leoniden, der im laufenden Jahre besonders prächtig werden soll, auszustrahlen scheint. Um die Novembermitte wird das Phänomen zu beobachten sein und zwar am günstigsten in den Morgenstunden. Die einzelnen Schnuppen dieses Schwarms sind durch große Geschwindigkeit auf kurzen Bahnen gekennzeichnet. Auf der westlichen Himmelshälfte sind nach Norden zu die versinkenden Sommerkonstellationen zu erblicken. Die helle Wega in der Leier ist tief gegen den Gesichtskreis gerückt, und Atair im Adler hat ihn schon fast erreicht. Das schöne Kreuz des Schwans mit dem weißlichen Deneb als Spitze steht in halber Himmelshöhe zwischen ihnen; Kepheus und Kleiner Bär leiten nach Norden über, während Pegasus und Wassermann mit ihrem unbedeutenden Sterngewimmel den Südwestraum erfüllen.

Die Planeten sind im November ausnahmslos zu beobachten, die meisten allerdings nur kurz. Merkur kann um den 20. herum eine knappe Stunde am südwestlichen Abendhimmel aufgesucht werden. Venus in der Jungfrau strahlt weiter als Morgenstern und geht gute drei Stunden vor dem Tagesgestirn auf. Mars, an rötlichem Funkeln und gegenwärtig auch in der Helligkeit dem Aldebaran gleich, ist im südlichen Teil des Löwen während der ganzen zweiten Nachthälfte zu sehen. Jupiter, der in diesem Monat noch auf Siriushelligkeit ansteigt und an der Grenze von Löwe und Jungfrau steht, wird gleichfalls nur nach Mitternacht sichtbar. Saturn kann noch bis gegen 21 Uhr am Westhorizont links unterhalb von Atair in langsam sich vermindernder Leuchtkraft beobachtet werden. Uranus ist von Einbruch der Dunkelheit bis in die vierte Morgenstunde in den Fischen und Neptun endlich zur selben Zeit wie Mars im Löwen aufzusuchen.

Die Sonne tritt am 22. aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen über. Die Zeit, während der sie unter dem Horizont steht, die Nacht, steigt von 14¾ Stunden am Ersten auf 15½ Stunden am Dreißigsten. Der Mond wiederholt am 14. den Vorgang vom 18. Januar: die Bedeckung mehrerer Plejadensterne. Von 0 Uhr bis gegen 1 Uhr 30 Minuten dauert diese interessante Himmelserscheinung, die sich kein Sternenfreund entgehen lassen sollte. Die Hauptphasen unseres Begleiters treten ein: Erstes Viertel am 5. um 7 Uhr 45 Minuten, Vollmond am 13. um 8 Uhr 30 Minuten, Letztes Viertel am 21. um 9 Uhr und Neumond am 28. um 1 Uhr 45 Minuten.



Die Stammväter unserer heutigen Hausschafe.

Wie alle anderen Haustiere ist auch das ursprünglich als Wildtier lebende Schaf erst ganz allmählich ein Hausgenosse des Menschen geworden, und zwar erheblich später als der Hund und das Rind, deren Hausgenossenschaft schon für das Jahr 6000 vor Christus angenommen wird. Während für einzelne Schafrassen der europäische Mufflon, der jetzt noch in Sardinien und Korsika heimisch ist, die Stammfamilie bildet, von dem vor allem auch die Heidschnucken abstammen sollen, wird die Herkunft der weitaus größten Menge von europäischen Hausschafarten dem Arkal, dem asiatischen Steppenschaf, zugeschrieben. Der Arkal kommt noch heute in Persien, Transkaspien, Nordindien bis zum Himalaya vor. Die von ihm stammenden, als Haustiere aufgezogenen Mischrassen fanden durch die Römer ihre Verbreitung über den größten Teil Europas. Eine eigenartige Form des Urschafes stellt auch das sogenannte Torfschaf dar, von dem Überreste in den Stätten der Pfahlbauten aus der jüngeren Steinzeit in der Schweiz gefunden wurden. Aus diesen Knochenteilen geht hervor, daß dieses Schaf klein, langschwänzig und gehörnt gewesen sein muß. In der folgenden metallisch-neolithischen Zeit trat dann ein neues, kurzschwänziges Schaf auf, dem man den Namen „Kupferschaf" gegeben hat, und das dem Torfschaf erheblich an Größe wie an Gehörn überlegen war. Dieses Kupferschaf wurde dann wieder durch das Römerschaf verdrängt, ein neues, stattliches Schaf mit mittelstarkem Gehörn, langem Schwanz und feiner Wolle, das dann, auch vielfach mit dem Kupferschaf vermischt, den Ausgangspunkt für die modernen Schafrassen bildete.



Das richtige Mittel.



Wie Herr Hühnerbein sich das Schlafwandeln abgewöhnte.

*

* **Immer höflich.** Im Jahre 1917 hatte eine schlesische Stadt beschlossen, eine ihrer Straßen nach dem berühmten Heerführer Mackensen zu benennen. Natürlich mußte man vorher die Genehmigung dazu einholen, und daher ging an den Generalfeldmarschall ein amtliches Schreiben ab, das mit den Worten begann: „Hochverehrte Exzellenz! Unter höflicher Bezugnahme auf Ew. Exzellenz werten Sieg vom 17. vorigen Monats . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.